1

Der Schnee schien die Welt verschlingen zu wollen. Den Erdboden hatte er bereits begraben und nun streckte er seine dicke Zunge nach Büschen und Bäumen aus. In wütender Abwehr blies der Wind die Flocken vor sich her, doch damit half er ihnen nur, nach allem zu schnappen, was ihnen bislang entgangen war. Leovel hatte es längst aufgegeben, das Weiß abzuschütteln. Stattdessen konzentrierte sie sich darauf, der kniehohen Schneedecke ihre Stiefel zu entreißen, wieder und immer wieder. Das Leder war völlig durchweicht, aber selbst das nasseste Schuhwerk bot etwas Schutz. Wie die Eiskristalle sich auf nackter Haut anfühlten, wusste Leovel nur zu gut. Seit ihre Strümpfe sich in die Stiefelschäfte verkrochen hatten, biss der Frost bei jedem Schritt gnadenlos in ihre Knie. Ledermantel, Rock und Unterrock waren bei diesem Wetter völlig nutzlos. Die Säume schleiften über den Schnee, statt wärmend auf die Knöchel herabzuhängen. Leovel ballte die Fäuste. Kein Wunder, dass ihr Land seit Jahrzehnten vergeblich gegen Esbirkol kämpfte, wenn nicht einmal ihre Kleidung jedem Wetter standhielt. In Drubant mochte es selten schneien, aber an der Grenze zu Esbirkol musste man sogar mit Schneestürmen rechnen.

Blinzelnd zog sie den Schal zurecht, den sie um Kopf und Gesicht gewickelt trug. In diesem Schneetreiben konnte sie nicht einmal zehn Schritte weit sehen, und bald würde es völlig dunkel sein. Wie bei allen Teufeln sollte sie einen Unterschlupf finden? Sie hätte bei dem Gesträuch bleiben sollen, unter dem sie die letzte Nacht verbracht hatte. Mit etwas Glück wäre das Buschwerk zum Dach eines Schneehauses geworden. In einem solchen hätte sie vielleicht überlebt, in trockenen Kleidern und dank der Habseligkeiten in ihrer Schultertasche. Aber

am Morgen war sie sicher gewesen, dass es bald zu schneien aufhören würde. Jetzt musste sie dafür büßen und würde wahrscheinlich erfrieren. Geschah ihr recht – was zog sie auch in einer fremden, völlig verlassenen Gegend umher. Leovel blickte hinter sich. Am Rand ihres Sichtfelds begannen ihre Spuren bereits zu verwehen. Wenn sie im Kreis ging, würde sie es nicht einmal merken. Vielleicht war sie schon im Kreis gegangen. Sie versuchte zwar, den Wind im Rücken zu behalten, aber er wehte in unsteten Böen. Mittlerweile könnte er mehrmals gedreht haben. Mit einem Schulterzucken stapfte Leovel weiter. Wenn sie heute in den Klauen der vierundzwanzig Teufel landete, wollte sie ihnen wenigstens mit hocherhobenem Haupt entgegengehen.

Ein plötzlicher dunkler Fleck in all dem Weiß ließ Leovel beinahe zurückfahren. Halbherzig behielt sie ihre Richtung bei und steuerte auf den Farbklecks zu. Wahrscheinlich lag dort ein Bär, der in diesem frühen Wintereinbruch verendet war. Sie könnte ein Stück Fleisch aus dem Tier herausschneiden – zumindest wenn sie auf ihrem letzten Weg einen ungenießbaren Eisklumpen mit sich herumschleppen wollte. Denn Feuer würde sie heute wohl keines mehr sehen. Höchstens Höllenfeuer. Und in Yogs Reich brauchte sie kein Bärenfleisch mitzubringen.

Mechanisch legte Leovel ihre Hand um den Griff ihres Schwerts. Der Fleck regte sich zwar nicht, doch einem Bären im Todeskampf wollte sie keinesfalls unbewaffnet gegenüberstehen. Noch ein Schritt und der geheimnisvolle Farbklecks wäre in Reichweite. Leovel krallte die Zehen zusammen, damit der Stiefel auch diesmal an ihrem Fuß bleiben würde. Den Anflug eines Krampfs ignorierte sie ebenso wie die anderen Zeichen ihrer Erschöpfung. Ihr Körper hatte ihr nichts zu sagen, auf das sie hören durfte – stehen zu bleiben kam nicht infrage. Nur weil sie den dunklen Fleck erreicht hatte, hielt Leovel inne und beugte sich hinunter. Es war kein struppiges Bärenfell, sondern sah aus wie Wollstoff. Ein Lumpen, den der Wind hierhergetrieben hatte, und der dann an irgendetwas hängen geblieben war?

Groß konnte er nicht sein, jedes wertvolle Stück Stoff wäre bei den ersten Windböen von seinem Besitzer in Sicherheit gebracht worden. Trotzdem streckte Leovel ihre Hand nach dem Lumpen aus. Wolle verhieß Wärme, selbst der kleinste Fetzen. Leovel packte zu und zog.

Der Lumpen leistete erstaunlich heftigen Widerstand. Entweder war er größer als gedacht oder er hatte sich wirklich fest verhakt. Stur stapfte Leovel näher. Ohne den Lumpen loszulassen, grub sie mit der anderen Hand tiefer. Der Stoff gab so ruckartig nach, dass Leovel um ein Haar hintenüber gefallen wäre. Im nächsten Augenblick landete sie tatsächlich im Schnee, zurückgestoßen von plötzlichem Grauen. Gegen den dunklen Wollstoff hob sich ein bleiches Gesicht ab. Ein Kindergesicht. Ein ungewöhnlich sauberes und wohlgenährtes, aber lebloses Kindergesicht. Voller Unmut rappelte Leovel sich auf. Schon beim ersten Griff hätte ihr auffallen müssen, dass sie keinen Lumpen in der Hand hielt. Solch dicker, flauschiger Wollstoff war ihr lange nicht mehr untergekommen. So fühlte sich ein neuer, teurer Mantel an. Niemand in Drubant konnte sich dieser Tage solche Qualität leisten. Wieder packte Leovel den Griff ihres Schwerts, während sie von einem Schauer geschüttelt wurde. Hatte sie etwa die Grenze überschritten? Dann steckte sie wirklich in Schwierigkeiten.

Esbirkol war Magierland, Drubant allein bot Sicherheit vor üblen Zaubereien. Sie hätte wirklich nicht in diesem Wetter losziehen dürfen. Die Grenzsteine reichten ihr gerade über den Knöchel, also waren sie seit Stunden unter den Schneemassen verborgen. Natürlich musste sie an ihnen vorbeigestapft sein, denn dieses Kind hatte sich bestimmt nicht nach Drubant verirrt. Vielmehr war es ein Wunder, dass es bis hierher gekommen war – vor allem in diesem Schnee! Die ersten Esbirkolner Dörfer befanden sich mehrere Meilen von der Grenze entfernt, und das Kind war höchstens vier oder fünf Jahre alt. Oder besser gesagt: Es konnte höchstens so alt *gewesen* sein. Vermutlich war seine erste große Dummheit seine letzte gewesen. Nun, damit hatte es sich einiges erspart. In jäher Entschlossenheit begann Leovel zu graben. Ein totes Kind brauchte keinen Wollmantel, aber für sie könnte das kleinste Stück Stoff die letzte Rettung vor dem Erfrieren bedeuten. Dass sie auf Esbirkolner Boden stand, brauchte sie nicht zu kümmern. Ein Kind besaß gewiss keine Zauberkräfte – ein totes schon gar nicht. Also würde sie keine magische Bestrafung heraufbeschwören, wenn sie ihm den Mantel raubte, nicht einmal in Esbirkol.

Als Leovel den kleinen Körper aus dem Schnee hob, fielen seine Arme zur Seite und sein Kopf nach vor. Bevor sie sich wundern konnte, dass die

Totenstarre noch nicht eingesetzt hatte, vernahm sie ein leises Seufzen, gefolgt von einem schwachen Husten. Leovel presste einen Fluch zwischen den Zähnen hervor. Statt ihr ein winziges Stück Wärme zu schenken, spielte der Schnee ihr einen weiteren bösen Streich. Offenbar setzte er heute alles daran, sie ins Verderben zu treiben. Nicht mit ihr. Sie wollte lieber für den Rest ihres Lebens von diesem gespenstisch blassen Gesicht verfolgt werden, statt diesen Lebensrest weiter zu verkürzen, indem sie sich ein halbtotes Kind aufbürdete. Trotz des leisen Wimmerns ließ Leovel den kleinen Körper sinken. Im nächsten Moment riss sie ihn wieder hoch.

Unter der Schneedecke glomm ein grelles Licht auf. Sein dünner Strahl bog sich zu einer Spirale um Leovels Beine – wie eine Schlange, die sich um ihr Opfer wand. Gleich darauf schoss der Strahl aus dem Schnee und wirbelte immer höher. Atemlos wappnete Leovel sich gegen den sengenden Schmerz, der einsetzen würde, sobald die glühende Spirale sich enger um ihren Körper zöge. Sie konnte den Weg des Strahls nicht verfolgen, der Schnee warf sein Licht unerträglich grell zurück. Erst kniff Leovel die Augen zusammen, dann zog sie hastig das Kind an sich und vergrub ihr Gesicht in dem dunklen Mantel. Wärme umschloss sie von den Zehen bis zum Scheitel, während hinter ihren Augenlidern rote und goldene Funken tanzten. Angetrieben von einem panischen Herzschlag, rauschte das Blut in ihren Ohren. Selbst als Dunkelheit und Kälte zurückkehrten, verharrte Leovel wie erstarrt. In ihren Armen begann das Kind heftig zu zittern. Allem Anschein nach blieb in Esbirkol nichts unberührt von Zauberei. War die seltsame Erscheinung eine Warnung gewesen? Würde sie von einem tödlichen Blitz getroffen werden, wenn sie das Kind zurückließ? Vorsichtig versuchte Leovel, die dünnen Arme zu lösen, die sich um ihren Hals geschlungen hatten. Doch sie klammerten sich krampfhaft fest. Leovel wurde ärgerlich, gleichzeitig wagte sie es nicht, mehr Kraft anzuwenden.

»Lass los, du kleiner Blutegel! Und wenn dieser Zauber von dir gekommen ist, kannst du was erleben! Glaub bloß nicht, dass er dir irgendetwas bringt – ich komme aus Drubant. Magie wirkt bei mir nicht.«

Ein Kind würde hoffentlich nicht wissen, dass nur jemand *in* Drubant immun gegen Magie war, aber nicht jemand *aus* Drubant.

»Wo kommst du überhaupt her? Der Schnee reicht dir doch fast bis zur Nasenspitze, und fliegen können nicht einmal die mächtigsten Magier.«

Das Kind reagierte nicht. Wie ein blindes, taubes Bündel Elend hing es an Leovel. Ihr blieb nichts anderes übrig, als es wieder in die Arme zu nehmen, um ihren Nacken zu entlasten. Unwillig warf Leovel den Kopf zurück. Ihr Schal hatte sich gelockert und drohte ihr über die Augen zu rutschen. Freilich machte eine freie Sicht auf das Schneetreiben sie auch nicht klüger. Die Finsternis wurde immer tiefer und Leovels letzte Fußspuren waren beinahe verweht. Wenn sie sich durch das Kind und durch seltsame Lichtstrahlen lähmen ließ, konnte sie sich endgültig damit abfinden, zu erfrieren. Ihr zweiter Versuch, das Kind abzuschütteln, wurde von neuem Licht unterbrochen. Schon wieder ein Zauber? Unwillig wandte Leovel sich dem fahlen Schein zu. Wenn es wirklich ein weiterer Zauber war, würde er hoffentlich mehr zu bieten haben als schmerzende Augen und einen Moment der Wärme – ein schnelles Ende zum Beispiel. Auf alles, was sie nicht dauerhaft von Schnee und Kälte erlöste, konnte sie jedenfalls verzichten.

Zu dem fahlen Schein gesellten sich ein zweiter und ein dritter. Gleich darauf zeichneten sich dunkle Umrisse gegen das Schneetreiben ab, gefolgt von Geräuschen. Leovel vernahm das Stampfen von Pferden, das Quietschen von durchweichtem Sattelleder und zuletzt eine raue Stimme:

»Bildet endlich eine Kette, ihr Idioten! Solange ihr in diesem Teufelswetter hintereinander reitet, verfehlt ihr sogar eine Scheunenwand. Wir können die Pferde nicht schonen, wir müssen unbedingt die Stelle finden, von der dieses Licht gekommen ist. Das war kein natürliches Licht, und wer an diesem verdammten Tag mitten im Grenzland zaubert, muss eine ganze Wagenladung Dreck am Stecken haben.«

Leovel verharrte reglos, während sie dem Knirschen der Hufe im Schnee lauschte. Sechs Pferde. Diese Reiter waren entweder ihre letzte Rettung oder ihr sicherer Tod – beides war gleich wahrscheinlich. Also konnte sie es genauso gut dem Zufall überlassen, ob sie gefunden wurde oder nicht. Selbst mit Laternen würden die Reiter kaum etwas sehen, das Schneegestöber war zu dicht. Alles hing davon ab, wie stark sich ihre weiß bestäubte Kleidung von der Umgebung abhob. An Kampf war nicht zu denken. Mit sechs Esbirkolnern gleichzeitig hätte sie es nicht einmal aufnehmen können, wenn kein Kind an ihrem Hals gehangen wäre.

Eines der Pferde stapfte direkt auf Leovel zu. Sowie das Tier sie witterte, versuchte es auszuweichen, aber sein Reiter trieb es vorwärts. Knapp vor dem Zusammenstoß wieherte es, bäumte sich halb auf und brach nach rechts aus. Der Lichtkreis der Laterne streifte Leovel.

»Hoo! Alle Halt«, bellte die raue Stimme dumpf. »Mir scheint, wir haben gefunden, was wir suchten. Plerit – halt die Zügel von meinem Gaul!«

Der Schnee neben Leovel knirschte empört, jäh zusammengepresst unter den Stiefelsohlen des Mannes. Der Esbirkolner schien unnatürlich breit zu sein, bis Leovel begriff, dass er in einem Mantel aus Bärenfell steckte. Unter dem Tuch, das er von seinem Gesicht löste, kam jedoch ein Kinn zum Vorschein, das dem ausladenden Mantel alle Ehre machte. Die Augen des Esbirkolners konnte Leovel nur vage unter der Fellkapuze hervorglänzen sehen – trotz der Laterne, die er höher hob.

»Bei Yog! Dieses Hexenweib hat tatsächlich die Knospe bei sich. Dafür wirst du brennen! Gib sofort dein Opfer frei, oder –« Mit einer abrupten Handbewegung ließ der Mann ein Messer aus seinem Ärmel schießen und zielte damit auf Leovels rechtes Auge.

»Bitte sehr.« Leovel hob ihre Arme. Wieder klammerte das Kind sich mit aller Kraft an ihr fest. »Ich gebe diese Last mit dem größten Vergnügen her. Vielleicht könntest du deine furchterregende Klinge dafür verwenden, sie von mir loszuschneiden.«

»Vorsicht, Frens«, warf eine hohe Frauenstimme ein. »Vergiss nicht, sie ist eine Magierin.«

»Hältst du mich für schwachsinnig, Plerit? Halt den Mund!« Trotz seines rüden Tons begannen Frens' Kiefer zu mahlen. Die bullige Gestalt verharrte unschlüssig.

»Wenn ich eine Magierin bin, seid ihr Yogs schleimige Schoßtiere.« Energisch löste Leovel die verkrampften kleinen Finger aus ihrem Nacken und hielt Frens das Kind entgegen. »Hier, nimm deine kostbare Knospe. Und pass ab jetzt besser auf sie auf. Manche Pflänzchen vertragen den Frost nicht gut.«

Der Esbirkolner rührte sich nicht. »Plerit – nimm die Knospe! Schau, ob sie verletzt ist.«

»Mit Verletzungen oder Zaubern kennt Ennock sich besser aus«, gab die hohe Stimme zurück. »Außerdem kann ich nicht gleichzeitig die Pferde festhalten und die Knospe nehmen.«

»Wirst du mir wohl gehorchen, du Teufelsbrut«, brüllte Frens. »Glaubst du, dass die Pferde in diesem hohen Schnee davongaloppieren? Du machst dir vor diesem Hexenweib in die Hose. Wenn du dich nicht sofort um die Knospe kümmerst, kannst du mitsamt deinen nassen Hosen zurück in die Hölle gehen.«

Wieder knirschte der Schnee. Eine weitere in Bärenfell verpackte Gestalt stapfte heran. Leovel erblickte flüchtig ein verhülltes Gesicht und einige schwarze Haarsträhnen, als die Frau ihr das Kind abnahm. Auf dem Weg zurück zu ihrem Pferd murmelte Plerit begütigende Worte.

»Nun zu dir, Hexenweib.« Seit das Kind aus der Bahn war, zielte Frens' Messer auf Leovels Herz. »Wie, bei Yog–«

»Frens«, unterbrach Plerit. »Nicht hier. Die Knospe scheint unverletzt zu sein, aber sie ist eiskalt, und ich kann nicht sagen, ob ein Zauber auf ihr liegt. Wir müssen so schnell wie möglich zurück – raus aus diesem verdammten Schnee.«

Frens brummte etwas Unverständliches, dann brüllte er erneut los: »Ennock! Komm her und fessle diesem Hexenweib die Hände! Du wirst sie vor dir in den Sattel nehmen und die ganze Zeit ein Messer an ihre Kehle halten. Die Pferde schaffen bei dieser Schneelage keinen Trab, du brauchst also keine Angst zu haben, dass du ihr bei einem plötzlichen Ruck den Hals durchschneidest. Und du, Hexenweib – mach keine falsche Bewegung und erst recht keinen Laut! Wenn du auch nur versuchst, ein Wort zu sagen, stopfe ich dir deinen Schal als Knebel in den Hals. Deine jämmerliche Tasche nehme ich.«

Leovel rollte mit den Augen. Großartig! Genau auf diese Weise hatte sie ihrer aussichtslosen Lage entkommen wollen: Mit einem Messer an der Kehle und mehr oder weniger bloßen Beinen im Sattel vor einem Esbirkolner Ritter. Ihre Röcke waren zu eng zum Reiten und würden deswegen hochrutschen. Lediglich ihr Mantel würde dank seiner Schlitze auf ihre Beine herabhängen – solange er nicht im Wind flatterte. Eine Rettung sah anders aus. Eher würden Schnee und Kälte sie jetzt erst recht umbringen. Aber vielleicht war Erfrieren ohnehin

das Beste, was ihr in dieser Gesellschaft passieren konnte. Zähneknirschend ließ Leovel zu, dass ein stupsnasiger Esbirkolner ihr mit fahrigen Bewegungen die Handgelenke fesselte und sie dann mit Frens' Hilfe auf sein Pferd manövrierte. Bald stellte sie fest, dass ausgerechnet das Messer an ihrer Kehle die Lage erträglich machte. Um die Klinge ohne großen Kraftaufwand an ihrer Stelle halten zu können, presste Ennock seine Gefangene an sich. Zwischen dem Arm, der das Messer fixierte, und dem, der die Zügel führte, versank Leovel im Bärenfellmantel des Esbirkolners. Schnee und Kälte waren nach wie vor eine Tortur, besonders für ihre Beine, gegen den ärgsten Wind wurde sie hingegen durch den Reiter in ihrem Rücken abgeschirmt.

Wegen der hohen Schneewehen ging es selbst zu Pferde kläglich langsam voran. Die ermatteten Tiere bahnten sich mit gesenkten Köpfen den Weg. Immer wieder musste ein anderes Pferd den vordersten Platz in der Reihe übernehmen. Leovel erlaubte es sich, in einen Dämmerschlaf zu sinken. Im selben Moment, in dem der Wind aussetzte und Ennocks Pferd leichter ausschritt, schlug sie die Augen wieder auf. Sie ritten an einer zwei Mann hohen Mauer entlang, auf einem schmalen, vom Schnee befreiten Weg. Obwohl Leovel gerne ihre starren Gliedmaßen wiederbelebt hätte, wagte sie es nicht, sich zu rühren. Ennocks Arm lag immer noch quer über ihrer Brust und sogar durch den Schal hindurch glaubte sie, die Klinge seines Messers erahnen zu können. Ein gellender Ruf aus Frens' Kehle wurde von dem Quietschen schlecht geölter Scharniere beantwortet. Anscheinend näherten sie sich einem Durchgang. Tatsächlich – durch die weit geöffneten Flügel eines grob gezimmerten Tors bogen die Reiter in den Hof eines stolzen Bauernguts ein. Das Wohnhaus und der Stall waren genauso massiv gebaut wie die Mauer, die den ganzen Komplex umschloss.

»Lass los, Ennock, ich hab sie.«

Leovel fühlte, wie sie an der Taille gepackt und vom Pferd gezerrt wurde. Zum Glück ging ihr gedämpftes Stöhnen im Stampfen und Schnauben der Tiere unter. Ihre Füße waren völlig taub, dafür schien auf ihren Beinen kein Stückchen Haut mehr heil zu sein. Die Schneekristalle und das Sattelzeug hatten wie Schleifsand gewirkt.

»Bei Yog! Für eine Magierin bist du echt ein Schwergewicht – und ganz schön kräftig.« Beinahe empört testete Frens die Muskeln in dem

Arm, an dem er Leovel mit sich zog. »Du musst gewusst haben, was dir bevorsteht, wenn du zu einem abtrünnigen Hexenweib wirst. Leider wird dir deine Kraft nichts nützen. Wer der Knospe ein einziges Haar krümmt, hat sein Leben in den Höllenrachen geworfen!«

Frens zerrte Leovel über die Schwelle des Wohnhauses und warf seinen Mantel von sich. Auch ohne Bärenfell blieb seine Gestalt bullig. Der massige Kopf mit seinem kantigen Kinn saß dicht über Frens' Brust, weil sein Hals sich fast übergangslos in mächtige Schultern ausbreitete. Selbst sein dunkles, borstiges Haar schien vor Kraft zu strotzen. Schnelligkeit gehörte bestimmt nicht zu den Stärken dieses Mannes, aber die Entschlossenheit, die aus den dunkelgrauen Augen sprach, würde diese Schwäche gemeinsam mit seiner Kraft und seiner Ausdauer mehr als wettmachen. Frens befreite seine Gefangene mit zwei groben Schlägen auf Kopf und Rücken von den letzten Schneeresten.

Eine überaus dünne, großgewachsene Frau drängte sich zwischen die heimgekehrten Reiter in den Vorraum. »Habt ihr sie gefunden? Sagt mir, dass ihr sie gefunden habt!« Trotz der Enge erblickte sie sofort das Bündel in Plerits Armen. »Dem heiligen Schutzpaar sei Dank! Komm zu mir, Kurany.«

Das Kind streckte matt eine Hand nach der dünnen Frau aus.

»Du liebe Güte, was ist die Knospe blass. Es ist ihr doch nichts passiert? Sagt mir, dass es ihr gut geht!«

»Wer kann das schon sagen, wenn sie so lange in diesem Wetter draußen war – in der Hand von Entführern?« Plerit übergab der Frau das Kind und schälte sich aus ihrem Bärenfellmantel. »Die Knospe atmet, ihr Herz schlägt, sie ist nicht verletzt und sie kann sich bewegen. Allerdings spricht sie nicht, ihre Kleidung ist klamm und sie ist eiskalt. Natürlich habe ich alles getan, um sie auf dem Weg zu wärmen, aber du hast ja gesehen, wie es draußen ist. Außerdem weiß ich nicht, was sie, zusätzlich zum Wetter, durchgemacht hat ...«

Plerits vielsagender Blick in Leovels Richtung entging der dünnen Frau. »Du hast recht, sie hat viel durchgemacht. Und natürlich wird sie die beste Betreuung bekommen. Hol Suleira und bring sie in die große Stube, Plerit. Du weißt, wo Suleira untergebracht wurde – im Zimmer der jüngeren Gutstöchter, am Ende des Flurs im ersten Stock.«

Das Tuch, das Plerit gerade von ihrem Gesicht löste, enthüllte eine äußerst unwillige Miene. Doch die dünne Frau hatte für niemanden Augen außer für das Kind und trug es eiligst in den Raum, aus dem sie gekommen war.

»Zieh kein Gesicht, sondern tu, was Diris gesagt hat«, donnerte Frens. »Wir brauchen Suleira nicht nur wegen der Knospe, sondern auch wegen dem Hexenweib.« Zum zweiten Mal packte er Leovel am Arm und zog sie mit sich, der dünnen Frau hinterher.

Leovel fand sich in einer geräumigen, düsteren Stube wieder. Die einzige Beleuchtung kam von einem großen Kamin, um den sich mehrere Esbirkolner scharten. In ihrer Mitte kniete Diris' dünne Gestalt auf einem Schaffell. Natürlich galt aller Aufmerksamkeit dem Mädchen. Wie die Kleine wohl zu ihrem albernen Spitznamen gekommen war? Wenn sogar die Bediensteten sie »Knospe« nannten, würde sie den Namen nie mehr loswerden. Genau wie Großtante Wena, die bis zu ihrem Lebensende das »Entchen« geblieben war.

Trotz der Fesseln um ihre Handgelenke ließ die Wärme im Raum das Blut schmerzhaft in Leovels Finger zurückkehren. Umso unangenehmer fühlten sich plötzlich die klammen Kleider an. Leovel schauderte. Vorsichtig zog sie den durchweichten Schal von ihrem Gesicht.

»Sie ist kaum bei Bewusstsein«, drang eine kühle Frauenstimme vom Kamin her. »In welchem Zustand war die Knospe, als ihr sie gefunden habt, Frens?«

Der Halbkreis um den Kamin öffnete sich in Frens' Richtung. Im Feuerschein, der durch die Lücke fiel, wurde die Sprecherin sichtbar. Aus ihrem Gesicht und ihrer Haltung sprach hauptsächlich Stolz. An ihren glatten Zügen würden Belanglosigkeiten abperlen wie Wasser von ihrem streng geflochtenen schwarzen Haar.

Frens verbeugte sich tief. »Herrin – die Knospe war halb tot. Hätten wir sie wenig später gefunden, wäre sie wahrscheinlich nicht mehr zu retten gewesen. Dieses Hexenweib« – der Hauptmann wies anklagend auf Leovel – »hat die Tochter der Herrin des Esbir bestimmt nicht entführt, um sie am Leben zu lassen!«

Die Tochter der Herrin des Esbir? Diese Frau war Zinofor, die Herrscherin von Esbirkol? Unwillkürlich starrte Leovel die kerzengerade Gestalt am Kamin an. Anscheinend war der Spitzname des

Mädchens doch nicht so albern. Die Herrscher von Esbirkol bezeichneten ihre Familie gerne als Baum des Esbir. Ein neuer Spross wäre also eine Knospe. Leovel grub die Fingernägel in ihre Handflächen. Wenn das Kind die Tochter von Zinofor und Tilmont war, hatte sie der künftigen Herrscherin ihrer Erzfeinde das Leben gerettet. Die Ironie war niederschmetternd. Heute hatten es wirklich alle vierundzwanzig Teufel auf sie abgesehen.

»Ein Hexenweib – eine abtrünnige Magierin?« Die Herrin des Esbir blickte Leovel an, wie sie Yogs schleimigstes Schoßtier angesehen hätte. »Der Kreis der Magier hat uns nicht berichtet, dass eine von ihnen zu den Teufeln übergelaufen ist.«

Leovel erwiderte den Blick unbeeindruckt. »Kann sein, dass ich irgendwann zu den Teufeln übergelaufen bin, ohne es zu bemerken. Aber eine Magierin bin ich garantiert nicht.«

»Sie lügt, Herrin«, setzte Frens an, doch er wurde durch die Ankunft einer Frau in rostroter, rauschender Kleidung unterbrochen.

Eine abrupte Bewegung ließ die Fesseln schmerzhaft in Leovels Handgelenke schneiden. Als ob es Sinn machen würde, nach ihrem Schwert zu greifen! Gestalten in solchen Gewändern kannten ganz andere Waffen. Grimmig lockerte Leovel ihre Schultern.

Am Kamin sprang Diris auf. »Suleira! Ein Segen, dass Ihr da seid. Wenn Ihr Euch der Knospe annehmt, kann ich endlich wieder frei atmen. Macht Platz! Lasst unsere Magierin zu der Knospe!«

Die Esbirkolner am Kamin wichen eilig vor Diris' weit ausholenden Gesten zurück. Suleira kniete neben dem Kind nieder, umgeben von einer Wolke aus rostrotem Stoff. Leovel konnte sehen, dass Kurany inzwischen ausgezogen und in einen trockenen Umhang gewickelt worden war. Für eine Weile sagte niemand ein Wort. Verstohlen rückte Leovel näher an den Kamin heran. Am liebsten hätte sie alle Esbirkolner, die zwischen ihr und der Wärme standen, beiseite gestoßen. Oder gleich ins Feuer. Leider waren es zu viele. Auf ein Murmeln von Suleira verließ Diris die Stube.

Majestätisch wandte sich die Herrin des Esbir sich wieder Leovel zu. Diesmal trat ein Mann an Zinofors Seite, der sich bisher ausschließlich um das Kind gekümmert hatte. Seine Weste und seine Hose waren aus demselben grünen, glänzenden Stoff geschneidert wie das Kleid der

Herrin. Der Herr des Esbir trug jedoch schwerer an seinem Gewand. Obwohl er noch keine vierzig Jahre zählen konnte, stand Tilmont leicht gebeugt. Sein dunkelbrauner Bart verbarg seinen Mund fast vollständig. Leovel war erstaunt über seine Stimme, die dennoch klar und gebieterisch klang:

»Du sagst, dass du keine Magierin bist. Du hast aber die Knospe des Esbir aus den Mauern dieses Gutshofes entführt und meilenweit verschleppt, ohne irgendeine Spur zu hinterlassen. Dieses Meisterstück kann sogar einer Magierin nur mit dem allergrößten Glück gelingen. Wie willst du uns also beweisen, dass du keine Magierin bist?«

Leovel seufzte gereizt. »Seht mich einfach etwas genauer an!«

Auf einen Wink seines Herrn schubste Frens Leovel näher zum Kamin und riss ihren Schal an sich. Sein mächtiges Kinn blieb für einen Augenblick schlaff in der Luft hängen.

»Bei Yog«, schnaufte Frens. »Seht euch diese Locken an – goldbraun.« Er beugte sich näher zu Leovels Gesicht. »Ihre Augen haben dieselbe Farbe. Und dazu diese Sommersprossen – widerlich! Herrin, Herr – dieses Hex... diese Frau muss aus Drubant sein. Das heißt also, dass– Moment ...« In plötzlicher Hektik zog Frens Leovels Arme an ihren gefesselten Handgelenken hoch und fixierte ihre linke Hüfte. Alle Farbe wich aus seinen Wangen. »Heiliges Schutzpaar! Herrin, Herr – ich muss um Eure großmütigste Verzeihung bitten. Ich habe eine Drubanter Schwerttochter in Eure Gegenwart gebracht, ohne sie zu entwaffnen. Dabei hätte ich auf den ersten Blick erkennen müssen, was sie ist. Niemand außer den Schwerttöchtern trägt solche Mäntel – knöchellang, oben eng, unten weiter und aus festem Leder. Und sie befestigen ihre Waffen nicht an Gürteln. Die Schwertscheiden sind in die Mäntel eingearbeitet.«

Mit der Gewandtheit eines Meisters zog Frens Leovels Schwert aus der Hülle. Ein Ruck ging durch Leovels Körper. Nur der Verlust ihres Schwertarms hätte sie noch mehr getroffen als der Verlust ihres Schwerts.

»Eine Schwerttochter?« Ein dicklicher Mann mit schnupfenroter Nase lugte empört hinter dem Herrn des Esbir hervor. »Es gibt wirklich und wahrhaftig Schwerttöchter? Ich hielt es für ein Gerücht, dass jene Drubanter Familien, die keinen Sohn für die Armee haben, eine Tochter hergeben müssen.«

Frens ließ seinen Daumen prüfend über die Schwertklinge fahren. »Das ist kein Gerücht – nicht im Geringsten.«

Leovel fletschte die Zähne.

»Es ist jedes Mal schockierend, wie primitiv die Drubanter sind.« Die rote Nase kräuselte sich angewidert. »Versteht mich nicht falsch – unsere hochgeborenen Töchter den Ritterdienst machen zu lassen, ist eine vorbildliche und edle Esbirkolner Tradition. Aber der Gedanke, Bauerntöchter und Handwerkermädchen in den wilden Heerhaufen der Drubanter zu mischen, muss einem Gehirn entsprungen sein, das von allen vierundzwanzig Teufeln gleichzeitig besessen war.«

Frens schnaubte. »Die Schwerttöchter passen hervorragend in diesen wilden Haufen. Glaub mir, kleiner Hofmeister, du würdest keiner Schwerttochter begegnen wollen, wenn du allein bist. Mit ihrem Schwert hätte ich sie nie in diesen Raum führen dürfen ...«

»Schon gut, Frens«, beschwichtigte der Herr des Esbir. »Du hattest ihr Fesseln angelegt, und damit hätte sie ihr Schwert nicht ziehen können – zumindest nicht schnell genug. Keine Klinge kommt glatt aus ihrer Hülle, wenn die Schildhand die Scheide nicht waagrecht halten kann. Viel wichtiger ist die Frage, wie eine Schwerttochter unsere Knospe entführen konnte.«

Unter diesen Worten gelang es Leovel endlich, den Blick von ihrem Schwert in Frens' Händen zu lösen. »Meint Ihr das ernst? Erst behauptet Ihr, dass es selbst einer Magierin kaum gelingen würde, Eure Tochter zu entführen – und jetzt soll ich immer noch die Entführerin sein, obwohl inzwischen die Dümmsten kapiert haben müssten, dass ich keine Magierin sein kann?«

»Du bist mit der Knospe gefunden worden«, entgegnete die Herrin kühl. »Du kommst aus Drubant und bist somit eine Feindin unseres Landes. Wie es dir gelungen ist, die Knospe zu verschleppen, werden wir bald herausbekommen – aller Wahrscheinlichkeit nach warst du bei diesem Verbrechen nicht allein. Aber daran, dass du die Knospe entführt hast, besteht kein Zweifel.«

»Ja, macht es euch nur einfach«, höhnte Leovel. »Warum solltet ihr nach den wirklichen Verbrechern suchen, wenn eine Drubanterin hier ist, der ihr die Schuld geben könnt?«

Zinofor warf entrüstet den Kopf in den Nacken. »Deine Unverschämtheiten werden dir nichts nützen. Und du wirst erfahren, dass das Haus des Esbir niemals voreilig oder ungerecht urteilt. Frens – erstatte einen genauen Bericht über eure Suche!«

Der bullige Ritter straffte seine Schultern. »Wie Ihr wisst, Herrin, hatte ich mit meinem Trupp die Suche in Richtung Süden übernommen. Wir hielten nach Spuren Ausschau, so gut es in diesem teuflischen Schneetreiben ging. Unsere Hoffnung, irgendetwas zu finden, wurde mit jeder Viertelmeile geringer. Plötzlich sahen wir in einiger Entfernung – vielleicht siebzig oder achtzig Schritt vor uns – ein seltsames Licht. Es war zu hell, um von einer Laterne oder einem Feuer zu kommen. Außerdem bewegte es sich, schraubte sich um irgendetwas in die Höhe. Natürlich dachte ich sofort an Magie und führte meinen Trupp zu der Stelle, an der das Licht aufgeleuchtet war. Dort fand ich diese Frau – mit der Knospe in ihren Armen.«

»Also muss sie trotz allem eine Magierin sein. Dieser Mantel und die Haarfarbe sind eine Maskerade für die Rolle der Drubanter Schwerttochter. Wahrscheinlich hat sie ihre Magie benutzt, um ihr Aussehen zu verändern.« Die Herrin des Esbir fixierte Leovel, als könnte sie dadurch hinter jede Maskerade sehen.

»Verzeiht mir, Herrin – die Erscheinung der Dinge kann mit Magie nicht beeinflusst werden. Magie verändert die Verteilung der Kräfte im Gewebe, lässt aber deren Oberfläche unverändert.« Das rostrote Kleid rauschte leise, während Suleira aufstand. »Erlaubt Ihr, dass ich der Gefangenen einige Fragen stelle?«

Auf ein hoheitsvolles Nicken der Herrin trat Suleira zu Leovel. Die dunklen Augen der Magierin sahen im Schein des Kaminfeuers beinahe schwarz aus. An Suleiras Schläfen zogen sich bereits einige weiße Fäden durch das blauschwarze Haar, doch auf ihrem Gesicht zeigten sich keine Fältchen. Es war ein überaus ruhiges Gesicht, mit einer schmalen Nase zwischen hohen Backenknochen. Suleiras Stimme wurde von derselben Ruhe getragen:

»Wie ist dein Name?«

Leovel musterte Suleira skeptisch. Ausgerechnet die Magierin mimte so etwas wie Respekt vor der Schwerttochter.

»Leovel.«

»Ist das dein Rufname oder der deiner Familie?«

»Schwerttöchter haben nur einen Rufnamen.«

»Und keine Familie mehr, nicht wahr? Ihr müsst sie vollkommen aufgeben, wenn ihr zu eurem Heer geht. Ein hartes Los. Woher in Drubant kommst du ursprünglich?«

»Mewa.«

»Das ist im Süden des Landes?«

»Südosten. Ihr könnt Euch den Versuch sparen, mich durch kluge Fragen als Lügnerin zu entlarven. Ich bin wirklich eine Schwerttochter. Wenn Ihr einen Beweis wollt, löst meine Fesseln und gebt mir mein Schwert.«

Suleiras Mundwinkel hoben sich zum Ansatz eines Lächelns. »Das ist nicht notwendig. Hast du die Knospe entführt?«

»Nein.«

»Wie kam es, dass du dennoch mit ihr gefunden wurdest?«

»Ich fand sie zufällig, halb im Schnee begraben.«

»Du hast sie ausgegraben?«

»Ja.« Leovel blickte die Magierin herausfordernd an. Suleira sollte ruhig nach dem Grund dafür fragen – sie würde ihr keine Lüge auftischen.

»Und nachdem du sie ausgegraben hattest, kam dieses Licht, von dem Frens berichtete?«

»Ja.«

»Beschreib es genauer.«

Leovel hob die Schultern. »Es war ein einzelner, greller Lichtstrahl. Wahrscheinlich kam er aus dem Boden, jedenfalls bewegte er sich zuerst durch den Schnee und dann durch die Luft. Er wand sich um mich wie eine Schlange, immer höher. Zum Schluss muss er auch meinen Kopf eingehüllt haben. Gesehen habe ich es nicht mehr, weil ich meine Augen abdecken musste. Aber ich habe es gefühlt.«

»Umschloss der Lichtstrahl auch die Knospe?«

»Ja.« Wie hätte er sich zwischen sie und das Kind schieben sollen, ohne sie zu versengen?

Suleira blinzelte langsam. »War das Licht grellweiß? Und strahlte es Wärme aus?«

Langsam kam Leovel sich vor wie die dressierte Nebelkrähe ihres dritten Hauptmanns. Der Vogel hatte nur ein einziges Wort sagen

können: ein langgezogenes, krächzendes »Ja ...« Zur Abwechslung nickte Leovel stumm.

»Herrin, Herr.« Suleira wandte sich zu dem Herrscherpaar um. »Die Schwerttochter hat die Knospe nicht aus diesen Mauern verschleppt – sie hat ihr das Leben gerettet. Das Licht, das Frens zu der Knospe führte, war das gleißende Band. Daran besteht nicht der geringste Zweifel.«

Fassungslos taumelte der Herr des Esbir einen Schritt zurück. »Das gleißende Band? Aber das ist seit ewigen Zeiten nicht mehr vorgekommen. Es hieß sogar, dass dieser Zauber nicht mehr wirksam sei.«

»Natürlich ist er noch wirksam.« Leises Missfallen färbte Suleiras ruhige Stimme. »Es ist vielmehr die Angst vor dem gleißenden Band, die seine Erscheinung selten gemacht hat. Denkt an das Sprichwort: Rette ein Leben und du bist des Todes.«

Die betretenen Gesichter der Esbirkolner behagten Leovel kein bisschen. »Nachdem klar ist, dass ich nichts mit der Entführung zu tun habe, kann ich wohl gehen.«

Abrupt hielt sie Frens ihre Handgelenke unter die Nase, damit er ihre Fesseln löste. Der Ritter betrachtete sie ungläubig.

»Es tut mir leid, Leovel«, sagte Suleira. »Du kannst uns nicht verlassen.«

»Was?« Aufgebracht fuhr Leovel zu der Magierin herum. »Weil ich eine Schwerttochter bin, oder was?«

Suleira schüttelte graziös den Kopf. »Nein, das ist es nicht. Frens, nimm Leovel die Fesseln ab, damit sie zumindest ihren feuchten Mantel ausziehen kann.«

Mit eigensinnig vorgeschobenem Kinn suchte Frens den Blick seiner Herrin. Zinofor bedeutete ihm steif, den Befehl zu befolgen. Doch bevor Frens den Strick durchtrennte, brachte er Leovels Schwert außer Reichweite. Leovel knurrte verhalten. Mit dem größten Widerwillen ließ sie ihren Mantel von den Schultern gleiten. Das schwere Leder trug für eine Drubanter Schwerttochter dieselbe Bedeutung wie die Rüstung für einen Esbirkolner Ritter. Aber in der Gegenwart einer Magierin hätte ihr auf Esbirkolner Boden sowieso nicht einmal eine Rüstung Schutz geboten. Außerdem war das durchnässte Kleidungsstück kaum mehr erträglich gewesen. Leovel hängte ihren Mantel an einen Haken am Kamin. Endlich drang die Wärme des Feuers bis zu

ihrer Haut durch. Suleira hatte sich neuerlich neben Kurany niedergekniet. Sie legte dem Mädchen ihre Hände auf die Schläfen. Nach kurzem Innehalten nickte sie.

»Die Heilzauber haben gewirkt. Die Knospe wird sich vollkommen erholen. Der Schnee und die Kälte haben keinen bleibenden Schaden angerichtet.«

»Das sind nicht die einzig möglichen Übel«, bemerkte die Herrin des Esbir. »Gibt es Spuren von einem Schadenzauber?«

Suleiras Lippen wurden schmal. »Nein, Herrin. Es kann auch keine geben. Zurzeit lebt in ganz Esbirkol kein Magier, der dem Haus des Esbir nicht loyal ist. Der Kreis der Magier wacht darüber.«

»Zumindest wacht er *wieder* darüber, nach dem Vorfall vor vier Jahren ...« Zinofor bedachte Suleira mit einem scharfen Blick.

Schmallippig neigte die Magierin den Kopf.

Diris' Rückkehr löste die Spannung, die sich plötzlich ausgebreitet hatte. »Die Brühe ist fertig und das Bett aufgewärmt«, verkündete die dünne Frau. »Ich nehme die Knospe jetzt mit?« Erst mit der letzten Silbe mündete ihr entschlossener Ton in einer Frage. In ihrer Sorge um das Kind hatte Diris sich offenbar zu spät daran erinnert, dass andere die Entscheidungen trafen.

»Tu das.« Der Herr des Esbir hob seine Tochter hoch und gab sie an Diris weiter. »Lass sie für heute nicht mehr aus den Augen.«

»Natürlich nicht. Ich werde sie nie wieder aus den Augen lassen.« An der Tür drehte Diris sich um. »Herrin, Herr – bestraft Plerit nicht zu hart. Sie würde ihr Leben für die Knospe geben. Es war bestimmt keine Nachlässigkeit, die sie–«

»Wir werden später hören, was Plerit zu sagen hat«, unterbrach die Herrin. »Bring nun die Knospe zu Bett.«

Diris deutete einen Knicks an. Dann verschwand sie durch die Tür.

»Herrin – Herr!« Frens stand für einen Moment stramm, während die Herrschaften sich ihm zuwandten. »Ich bitte um die Erlaubnis, die Tasche der Schwerttochter durchsuchen zu dürfen. Wir dürfen zwar nicht mehr darauf hoffen, dass deren Inhalt uns etwas über die Entführung der Knospe verrät, aber nachdem wir die Schwerttochter nicht fortschicken können, müssen wir wissen, was sie bei sich hat.«

Die Last auf Tilmonts Schultern schien zu wachsen. »Darüber brauchen wir nicht einmal zu reden. Selbstverständlich durchsuchst du ihre Sachen.«

Eilig stiefelte Frens in den Vorraum, wo er Leovels Tasche gemeinsam mit seinem Mantel abgeworfen hatte. Leovel sah ihm verächtlich nach. Der Ritter würde bald feststellen, dass er seine Zeit verschwendete. Nachdem sie jedes Stück Wäsche, das sie besaß, am Körper trug, war kaum etwas in ihrer Tasche zurückgeblieben. Eine fadenscheinige Decke, ein Schleifstein, eine Zunderbüchse, ein Klappmesser, eine Wasserflasche und etwas Schnur lagen darin – abgesehen von ihren letzten Rationen, die wegen der Nässe zweifellos ungenießbar geworden waren.

Das Rauschen von Suleiras rostrotem Kleid drang an Leovels Ohren. »Wie viel weißt du über Magie, Leovel?«

Leovel ließ ihren abfälligen Blick zu der Magierin schweifen. »Ich bin aus Drubant.«

Suleira legte die Fingerspitzen aneinander. »Nur weil in Drubant keine Magie wirkt, heißt das nicht, dass unter deinen Landsleuten völlige Ahnungslosigkeit herrscht.«

»Eines ist mir jedenfalls klar: Dass Drubant längst zerstört wäre, wenn die Magier die Macht dazu hätten.«

Die Magierin erwiderte Leovels gnadenlosen Ton mit einem sanften, traurigen Lächeln. »Über den Krieg zwischen Esbirkol und Drubant zu urteilen steht mir nicht zu, und er tut hier nichts zur Sache. Wenn du nichts über Magie weißt, weißt du wohl auch nichts über das gleißende Band ...«

Leovel stieß die Hände in ihre Rocktaschen. »Ich weiß, dass das gleißende Band in den Augen schmerzt und nichts als Scherereien bringt.«

»Es ist in der Tat eine Bürde – eine schwere, doch gleichzeitig sehr ehrenvolle.« Suleira betrachtete Leovel ernst. »Das gleißende Band gehört zu den höheren magischen Verbindungen. Kein Magier kann solche Zauber schlingen. Sie entstehen aus den Kräften des Lebens selbst, die uns umweben und in die wir verwoben sind – außer dort, wo diese Kräfte gelähmt sind, wie in Drubant. Ein gleißendes Band entsteht, wenn ein Mensch einem anderen das Leben rettet und die Lebensgefahr für den Geretteten noch nicht endgültig vorüber ist. Erst wenn jene Bedrohung, von der die Lebensgefahr anfänglich ausging,

aufgehoben ist, löst sich das Band. Bis dahin sind Retter und Geretteter untrennbar miteinander verbunden. Sie können sich nicht weit voneinander entfernen und sie können nicht ohne einander leben. Wenn der eine stirbt, stirbt der andere ebenfalls.«

»*Was*?« Fassungslos ballte Leovel die Fäuste in ihren Taschen. »Jemand will eurer Knospe an den Kragen und jetzt bin ich diejenige, die ihn finden muss? Weil ich zufällig über einen Fetzen Wollstoff gestolpert bin? Bei Yog und den dreiundzwanzig minderen Teufeln – das kann nur ein grausamer Scherz sein.«

»Es ist kein Scherz«, gab Suleira mit Nachdruck zurück. »Du hast die Natur des gleißenden Bandes erfasst. Jetzt verstehst du bestimmt, warum der Zauber selten eintritt. Menschen, die Morddrohungen erhalten haben, werden gemieden wie Pestkranke. Manche Esbirkolner schrecken sogar davor zurück, Leben zu retten, wenn gar keine Verbindung droht – etwa bei Unfällen oder Angriffen von Banditen. Dabei wäre andauernde Lebensgefahr notwendig, damit der Zauber eintritt. Eine kurzfristige Bedrohung, die durch rasche, beherzte Rettung abgewendet wird, führt niemals zu einem gleißenden Band. Trotzdem wagt kaum jemand, einem Mitmenschen zu Hilfe zu eilen. Nicht einmal die Tatsache, dass die Verbundenen gegen alle Schadenzauber immun sind, nimmt den Feiglingen die Angst vor dem Einfluss der Kräfte des Lebens. Du bist kein Feigling. Du hast die Knospe gerettet und damit die edle Aufgabe auf dich genommen, sie weiterhin vor dem Tod zu bewahren – oder besser gesagt, vor jenen, die sie mit dem Tod bedrohen.«

»Großartig! Wer wäre besser dafür geeignet, das Komplott irgendwelcher Esbirkolner gegen die Erbin des Hauses des Esbir aufzudecken als eine Drubanter Schwerttochter ...« Leovel stützte ihre Unterarme auf den Kaminsims, lehnte ihre Stirn dagegen und starrte ins Feuer. Die Hitze war kaum mehr auszuhalten, doch sie gewöhnte sich besser daran, denn nun hatte die Hölle wirklich ihr Tor für sie geöffnet. Wenn sie bloß an diesem dunklen Fleck im Schnee vorübergegangen wäre!

»Ein Komplott von Esbirkolnern gegen die Erbin?«, näselte der Hofmeister entrüstet. »Welch unerhörte Unterstellung! Niemand in diesem Land würde der Knospe jemals ein Haar krümmen. Der Feind muss von außen kommen – höchstwahrscheinlich aus Dru-

bant. Das geschieht dir recht, Schwerttochter – dass du dein Leben für diejenigen einsetzen musst, denen du immer nach dem Leben getrachtet hast!«

»Wir können nichts ausschließen, Hofmeister.« Dieser leidgeprüfte Ton kam aus dem Mund des Herrn des Esbir. »Wir dürfen nicht darauf vertrauen, dass jeder einzelne von unseren Untertanen loyal ist. Auf unserer Reise sind wir in einer völlig anderen Situation, nicht zu vergleichen mit der Sicherheit auf unserer heimatlichen Burg in Stammhalt. Wir leben in fremden Häusern und mit Leuten, die wir nicht so gut kennen wie wir sollten.«

»Und nun müssen wir zu allem Übel eine fremde Person in unsere Reisegesellschaft aufnehmen – noch dazu eine aus einem verfeindeten Volk!« Ein angewidertes Schnäuzen unterstrich die Worte des Hofmeisters. »Gibt es keinen anderen Weg?«

»Nein, Wuharg.« Suleiras Kleid rauschte. »Die Schwerttochter muss bleiben. Möglichst nahe bei der Knospe.«

Frens polterte soeben zurück in die Stube und hatte offenbar die letzten Worte aufgeschnappt: »Aber sie darf niemals in Besitz eines Schwerts kommen.«

Wieder rauschte das Kleid der Magierin. »Im Gegenteil. Du musst Leovel ihr Schwert zurückgeben!«

»Bei Yog – und bei allem Respekt vor den Magiern, Suleira! Als Hauptmann der Leibwache der Herren des Esbir kann ich das nicht zulassen.«

»Du irrst dich.« Zum ersten Mal tönte die Macht der Magierin in Suleiras Worten. »Als Hauptmann der Leibwache des Hauses des Esbir kannst du nicht zulassen, dass Leovel *kein* Schwert trägt. Halte dir die Natur des gleißenden Bandes vor Augen! Wenn einer der Verbundenen stirbt, stirbt auch der andere. Leovel muss sich verteidigen können, andernfalls ist sie kein Schutz für die Knospe, sondern ihr Tod. Wer der Knospe nach dem Leben trachtet, wird nun zweifellos versuchen, durch Leovel zu seinem Ziel zu gelangen.«

»Mit ihrem Schwert ist sie eine Gefahr für jeden von uns.«

»Frens«, mischte sich die Herrin des Esbir ein. »Wie viele Männer und Frauen zählt die Leibwache?«

»Sechzig, hohe Herrin.«

»Und du willst uns weismachen, dass sechzig unserer tapfersten und fähigsten Ritter nicht imstande sind, den Baum des Esbir vor einer Schwerttochter zu beschützen?«

»Hohe Herrin, die Schwerttochter hat nichts zu verlieren und sie ist eine Feindin unseres Landes. Sie könnte jederzeit versuchen, ein Blutbad am Hof anzurichten. Und nicht einmal dann dürften wir ihr ein Haar krümmen, weil sie mit der Knospe verbunden ist.«

Hoheitsvoll winkte Zinofor ab. »Es heißt doch, dass die Drubanter Kämpfer keine Ehre kennen und dass ihnen nichts wichtig ist außer ihrem eigenen Leben. Warum sollte gerade diese Frau beschließen, sich für das Wohl ihres Landes zu opfern – wenn sie überhaupt etwas für das Wohl ihres Landes ausrichten könnte. Ein Blutbad könnte sie höchstens unter den unbewaffneten Knechten anrichten, und das würde Drubant nichts bringen. Der Herr des Esbir und ich sind gut geschützt – durch die Leibwache und unsere eigenen Schwerter. Selbst wenn es ihr gelingen sollte, den Herrn des Esbir oder mich zu töten, gäbe es immer noch die Knospe. Und diese kann die Schwerttochter nicht umbringen, ohne sich selbst umzubringen – sie kann den Baum des Esbir nicht fällen. Suleira«, wandte Zinofor sich der Magierin zu. »Wie weit darf die Schwerttochter von der Knospe entfernt sein, ohne ihr zu schaden?«

»Ich wage nicht zu sagen, ab welcher Entfernung den Verbundenen Gefahr drohen würde. Aber sie müssen sich nicht in unmittelbarer Nähe zueinander aufhalten. Eine Viertelmeile Abstand ist gewiss kein Problem.«

»Und wird das gleißende Band nur gelöst, wenn der Retter höchstpersönlich die Bedrohung für den Geretteten ausräumt?«

»Nein. Es spielt keine Rolle, wer die Bedrohung ein für alle Mal abwendet. Sobald die Lebensgefahr beseitigt ist, löst sich das Band. Natürlich schafft meist der Retter die Bedrohung aus der Welt, denn ihm liegt am meisten daran, die Verbindung zu lösen.«

»Gut«, stellte die Herrin des Esbir fest. »Wir können die Schwerttochter also im Hofstaat lassen und sie dennoch aus der unmittelbaren Nähe der Knospe, des Herren und mir selbst fernhalten. Die Zahl der Leibwächter, die ständig um uns Drei sind, müssen wir nach dieser Entführung ohnehin verstärken. Daneben reicht es, wenn die übrigen

Leibwächter ein Auge auf die Schwerttochter haben. Also, Frens – werden deine sechzig Ritter diese Herausforderung bewältigen?«

»Natürlich«, stieß Frens zackig hervor. »Unser Leben für den Baum des Esbir!«

»Dann führ die Schwerttochter nun an einen warmen Platz, wo sie sich ausruhen kann und etwas zu essen bekommt. Und gib ihr ihre Sachen zurück, auch das Schwert. Ich nehme an, dass sie nichts Gefährliches oder Verdächtiges in ihrer Tasche hatte?«

»Nein, völlig wertloses Zeug.«

»Nimm die Schwerttochter also mit. Und bring danach Plerit hierher, damit sie nochmals über die Entführung berichten kann.«

»Ich bitte um Verzeihung, Herrin«, warf Suleira ein. »Sollte Leovel nicht dabei sein, wenn Plerit befragt wird? Als Retterin der Knospe hat sie nicht allein das Recht, zu hören, was vorgefallen ist, sondern vielmehr die Pflicht.«

»Unerhört!« Vor Entrüstung ließ der Hofmeister seine Schuhabsätze lautstark auf die Holzbohlen knallen. »Eine Drubanter Schwerttochter im Hofstaat von Esbirkol? Du gehst zu weit, Suleira. Gleißendes Band hin oder her – sie ist und bleibt eine Feindin. Wir können nicht zulassen–«

Die kühle Stimme der Herrin unterbrach Wuharg: »Ich bin die Mutter der Knospe und die Herrin des Esbir. Ich entbinde die Schwerttochter von dieser Pflicht. Ich erwarte nur eines von ihr: sich von allem Unheil fernzuhalten!«

Leovel konnte gerade noch ihren Mantel an sich raffen, bevor Frens sie in den Vorraum zerrte.

»Da hast du deinen armseligen Krempel, Sprenkelgesicht.« Die Schultertasche flog in Leovels Hände. »Wenn ich dir dein Schwert zurückgebe, wirst du es sofort wegstecken!« Frens zückte sein eigenes Schwert, bevor er Leovel das ihre hinhielt.

»Hast du Angst, dass ich das Blutbad mit dir beginne?« Leovel nahm Frens das Schwert ab, machte aber keine Anstalten, es in seiner Hülle zu versenken.

»Steck es weg, habe ich gesagt!« Der Ritter ließ die Spitze seines Schwerts auf Leovels Kehle zielen.

Ungerührt hielt Leovel dem Blick der grauen Augen stand. »Ein Esbirkolner Ritter findet vielleicht nichts dabei, sein Schwert in einer

feuchten Scheide herumzutragen. Eine Drubanter Schwerttochter weiß hingegen, was sie ihrer Waffe schuldig ist.«

Frens bellte ein Lachen. »Wenn ihr wüsstet, was ihr euren Schwertern schuldig seid, würdet ihr die Scheiden nicht in eure Mäntel einnähen.«

»Auf den Gedanken, dass sie eingenäht sind, kann nur ein Esbirkolner kommen. Sie sind eingehakt. Oder hast du geglaubt, dass wir im Lager sogar bei der größten Sommerhitze in unseren Mänteln herumlaufen, für den unwahrscheinlichen Fall, dass wir plötzlich unsere Schwerter brauchen?«

»Für so schlau habe ich euch wirklich nicht gehalten. Ich habe nie eine Schwerttochter ohne ihren Mantel gesehen – nicht einmal in der größten Sommerhitze.«

»Und das kann natürlich nicht daran liegen, dass du Schwerttöchter ausschließlich im Schlachtengetümmel gesehen hast ...«

Das markante Kinn schob sich weiter vor. Frens legte sein Schwert quer über Leovels Kehle und beugte sich zu ihr, bis seine Nase beinahe die ihre berührte. »Ich mag keine Klugscheißer, Sprenkelgesicht.«

Leovel wich um keine Haaresbreite zurück. »Zu dumm, dass du gegen *diese* Klugscheißerin nichts unternehmen kannst.«

»Sei dir da nicht zu sicher.« Ein gehässiges Grinsen breitete sich auf Frens' Lippen aus. »Es gibt viele Wege zur Hölle – für dich und für mich ...«

Das Geräusch von Schritten ließ Frens zurückweichen. Ein Mann im Bärenfellmantel betrat den Vorraum. An seiner Stupsnase meinte Leovel, Ennock zu erkennen, doch sie war erst sicher, als Frens ihn ansprach:

»Ennock, du Missgeburt des niedersten Teufels. Wieso ist dir nicht aufgefallen, dass dieses Weib, das du ewig vor dir im Sattel hattest, ein Schwert trägt?«

Ein gehetzter Blick flirrte über Leovel und über die Waffe in ihren Händen. Blitzartig zog auch Ennock sein Schwert. »Es muss die Kälte gewesen sein«, sprudelte er hervor. »Die Kälte, die mich komplett taub gemacht hat. Und der Mantel – durch das dicke Bärenfell spürt man nichts.«

Die Spitze von Ennocks Schwert zitterte leicht. Unter der aufwärts gebogenen Nase des Esbirkolners saßen die Kiefer so fest aufeinander,

dass man ein Stemmeisen gebraucht hätte, um sie auseinanderzubringen. Leovel hob ihr Schwert und machte einen Ausfallschritt in Ennocks Richtung. Wie erwartet warf der junge Ritter sich sofort in den Kampf. Sie parierte die Attacke halbherzig, mehr aus Reflex denn mit Absicht. Im nächsten Augenblick ging Ennock zu Boden, niedergestreckt durch Frens' Hieb in seinen Nacken. Erstaunlich behände stieg der bullige Hauptmann über seinen Ritter, um Leovel erneut seine Schwertklinge an die Kehle zu halten.

»Was sollte das?«, dröhnte Frens. »Willst du die Knospe töten, indem du dich von uns umbringen lässt?«

Leovel schnaubte verächtlich. »Warum sollte ich mich auf einen von euch verlassen, wenn das meine Absicht wäre? Ihr Stümper würdet mich vielleicht nur verstümmeln. Es wäre viel sicherer und einfacher, wenn ich mich selbst umbringen würde.«

Frens runzelte die Stirn. »Ihr Drubanter seid doch zu feige, um euch selbst umzubringen. Der Angriff auf Ennock hätte dieses Problem für dich gelöst.«

»Das nennst du einen Angriff?« Leovel winkte ab. »Wenn ich angreife, sieht das anders aus.«

»Ach ja? Wofür soll ich diesen Schwertstreich stattdessen halten? Für eine besonders freundliche Begrüßung nach Drubanter Art?« Frens' Augen wurden schmal. »Willst du etwa deine Gegner testen, damit du weißt, womit du es im Ernstfall zu tun hast?«

Ein sturer Blick blieb Leovels einzige Antwort. Sie wusste selbst nicht, was sie dazu bewogen hatte, Ennock zu provozieren. Wollte sie sterben, um die Erbin der Herrscher von Esbirkol zu töten? Wollte sie ihre Gegner kennenlernen? Oder war es einfach zu verlockend gewesen, den nervösen Ritter über seine eigene Schwäche stolpern zu lassen – aus Rache dafür, dass sie seine Gefangene gewesen war?

Sobald Ennock sich stöhnend aufgerappelt hatte, trat Frens einen Schritt zurück. Seine Waffe blieb auf Leovel gerichtet.

»An deiner Stelle würde ich nicht darauf zählen, dass dir dein Schwert und deine Freiheit bleiben. Wie du gehört hast, setzt die Herrin des Esbir volles Vertrauen in ihre Leibwache. Im Ernstfall vertraut sie ihr sogar mehr als den Worten einer Magierin. Wenn du zu viele Schwierigkeiten machst, werden Suleiras Einwände sich schnell

in heiße Luft auflösen. Und dann werde ich dafür sorgen, dass du statt deines Schwerts Fesseln und eine vierköpfige Leibwache bekommst. Diese Ritter werden dich in jedem Augenblick deines elenden Lebens begleiten. Sie werden auf deiner Haut kleben wie Blutegel.«

»Was wäre daran neu?«, höhnte Leovel. »Genau so war es mein ganzes Leben lang. Ob die Esbirkolner Blutegel zehn Meilen oder eine Elle von mir entfernt stehen, macht keinen Unterschied.«

»Auch da wäre ich an deiner Stelle nicht zu sicher. Gleißendes Band hin oder her – wir dürfen dich nicht töten. Sonst können wir alles mit dir machen. Wirklich alles!« Bedeutungsvoll ließ Frens seinen Blick über Leovels Körper wandern.

»Wenn du so sicher bist, dass ihr trotz des gleißenden Bandes *alles* mit mir anstellen könnt, nimm mir mein Schwert gleich ab und gib mir diese vierköpfige Leibwache.« Herausfordernd hielt Leovel dem bulligen Ritter ihren Schwertgriff entgegen. »In dem Fall hast du nichts zu verlieren und kannst nur gewinnen.«

»Ich halte mich an meine Befehle«, knurrte Frens. »Dir sollte allerdings klar sein, dass diese nicht in Stein gemeißelt sind. Ennock, sag Plerit, dass unsere Herren in der großen Stube mit ihr sprechen wollen. Dann berichte jedem Leibwächter und jedem Dienstboten, dass eine Schwerttochter in den Hofstaat aufgenommen werden musste. Sie ist durch das gleißende Band mit der Knospe verbunden. Wer eine Waffe gegen das Sprenkelgesicht erhebt, wird wegen Hochverrats angeklagt. Wer es ihr erlaubt, sich vom Hofstaat zu entfernen, ebenfalls.«

Ennock rieb sich verwirrt den Nacken. »Solche Befehle haben die Herrschaften gegeben? Was, wenn die Schwerttochter versucht, sich den Weg freizukämpfen? Dann hätten wir auf jeden Fall eine Anklage am Hals – wenn wir eine Waffe gegen sie erheben genauso, wie wenn wir sie fortgehen lassen.«

»Benutz dein Hirn, du Idiot!« Frens tippte grob gegen Ennocks Stirn. »Natürlich sollt ihr sie mit euren Waffen aufhalten, falls sie versucht, abzuhauen. Aber du weißt, was das gleißende Band bedeutet – sie darf nicht sterben. Geh jetzt! Und ich will, dass du persönlich mit jedem Einzelnen sprichst, der zum Hofstaat gehört – oder zur Familie und zum Gesinde auf diesem Gutshof. Jeder muss über die Schwerttochter

Bescheid wissen, sonst passiert zum Schluss ein Unglück. Sind noch Suchtrupps draußen?«

Unruhig flitzten Ennocks Augen von seinem Hauptmann zu Leovel und zurück. »Ja, zwei.«

»Du gehst nicht schlafen, bevor sie nicht zurück sind und du mit ihnen gesprochen hast! Und es interessiert mich nicht, dass du nicht für die Nachtwache eingeteilt bist.« Frens verscheuchte Ennock mit einer herrischen Geste. »Und du, Sprenkelgesicht, rührst dich bis morgen früh nicht aus meinem Sichtfeld! Hier geht's lang.«